Die Sonntagspost

Illustriertes Unterhaltungsblatt zur Dortmunder Zeitung

Nr. 20 | Verantwortlicher Redakteur: F. v. Wildenradt, Dortmund | Sonntag 13. Mai | Druck und Verlag: C. L. Krüger, G. m. b. H., Dortmund | 1906

Der Tschuhsch.

Novelle von H. A. Revel.

(Nachdruck verboten.)

Oedes, wüstes Gestein, zyklopische Felsmassen, kleineres Geröll — ein endloses Meer trostloser Wüstenei. Alles grau in grau; selbst kein verdorrtes Gras, kein entblätterter Baum, kein Strauch verrät, daß hier jemals auch nur die bescheidenste Flora Leben geatmet; man glaubt sich im Reich des Todes.

Ziemlich nahe gerückt, doch unendlich weit entfernt in Wahrheit, scheint sich der letzte imposante Absatz des Bergriesen Podvelez, des Beherrschers der Hercegowina, emporzutürmen, um dessen schnee- und eisbedeckten Häupter lichte weißliche Nebel wallen. Links, wo sich das Plateau herabsenkt, steil, unheimlich, mit tückischen verborgenen Klüften und Rissen — dort, wo man im Sommer bei klarer Luft die wunderbarste Aussicht über das Tal, in dem Mostar liegt, die jenseitigen Berge und hochgelegenen Seen hat, bis hinüber im fernen Westen an die blauwelligen Ufer der Adria, dort ziehen schleichende, wirbelnde, abprallende und sich zerreißende Nebel und umhüllen die totbringenden Schluchten.

Rechts und links lange, weit herabreichende ovale Schneestellen auf dem völligen Pfad, der kaum sichtbar ist in dem bleigrauen Halbdunkel, Pfützen und vielfach sich windende Wasserstreifen, die in eine unbekannte Tiefe spurlos verrinnen.

Nebel und Nebel ziehen über die trostlose Wüstenei öden Gesteines.

Ein einsamer Hercegowce, in gelbe Sackleinwand gehüllt, den schmutzigen Turban ganz verdeckt von einem sackartigen Tuch, zieht über den kaum kenntlichen Pfad, an einer Leine hinter sich zwei kleine Pferde nachziehend. Der Zaum des hintersten ist über den Sattel des Vorderpferdes geworfen; jedes trägt rechts und links vom Holzsattel ein breites Bündel Reisig. Das hintere Pferd trägt stets eine Glocke um den Hals, damit — bei mehreren Pferden — der Führer erkennt, ob alle Pferde beisammen sind. Trotz des Sausens der Bora über das Hochplateau hört man oft meilenweit das eintönige Gebimmel dieses Pferdeglöckleins, und wie ein Trost ist es dem einsamen Wanderer, in dieser trostlosen Einöde einen Laut zu hören, der Menschennähe verrät, wenn man auch den Mann nie zu Gesicht bekommt.

Die Nebel ziehen rascher; der Wind keucht mächtiger aus den Schluchten empor: ein Schneesturm naht.

Der Hercegowce hebt das verwitterte, von wildem Bart umrahmte Antlitz empor, sieht sich um und murmelt etwas vor sich hin, sein Gesicht wieder in die Sackleinwand hüllend. Ist's ein Fluch oder ein ergebenes: „Ha il Allah"? Wer kann es wissen? Doch geht er um keinen Schritt rascher; lautlos schreiten die Sandalen des wegekundigen Führers; hinter ihm hört man nur das Abgleiten der Pferdehufe vom nassen Gestein, das unruhige Wiehern des einen, die Gefahr witternden Vorderpferdes.

Der Eingeborene weiß, daß die Pferde, sobald eine Schneebora losweht, sich weigern weiterzugehen; seine Blicke suchen irgend einen Unterschlupf; nicht für sich. Doch weit und breit nichts als nasses Gestein.

Da — plötzlich vor ihm — wie von Riesenhänden aufgebaut eine Mauer, ebenso grau wie das Gestein. Aus dem Nebel taucht ein plumper Würfel auf, fensterlos, nur mit einigen Scharten versehen. Wie ein ewig verdammtes Schloß, in dem alles ausgestorben, liegt es da, massig, schwer, dräuend.

„Ai! Devet!" (Ah! Werk neun!) ruft der Führer aus, das eine, größte Fort der Garnison Mostar erkennend. Er treibt die Pferde bis dicht an die Mauer heran, hüllt sich in seine sackartigen Shawls und rollt sich in einen Spalt zwischen einem Felsblock und der Mauer. Aengstlich drücken sich die Pferde an den Bau und stehen zitternd. Wie Kanonenschüsse erdröhnen die Windstöße, vor denen sie die Mauer schützt. In wenigen Minuten wird es dunkel, und über sie weg braust die Tod und Verderben bringende Bora.

Drinnen im Werk, in einem kleinen Zimmer des zweiten Stockwerks, das nichts weiter enthält als ein Spind, ein Mannschaftsbett, einen Tisch und zwei Stühle, sitzt Leutnant Reuß, der auf mehrere Wochen, vielleicht Monate mit einer Kompagnie und einer halben Batterie auf dies öde Fort detachiert ist, vollkommen abgeschnitten von der Außenwelt; denn er selbst darf nicht heraus, nur die Patrouille.

Er sitzt und liest in einem Roman.

Da schlägt und heult es an das in den Hof mündende Fenster. Das ist Sturm!

Er steht auf. Ernst schattet sich das Gesicht des jungen Offiziers, auf dem die alleinige Verantwortung für das ganze Werk und seine Mannschaft liegt. Er seufzt auf und schüttelt sich wie im Frost.

Er tritt an das Telephon und ruft hinab in die Wachtstube: „Patrouille eingerückt?"

„Jawohl, Herr Leutnant, vor zwanzig Minuten."

Leutnant Reuß tritt vom Telephon weg, reibt sich die Augen und läßt einige Sekunden die Hand auf den Augen ruhen. Heut vor einem Jahr war er bei den Seinigen, in Wien; seine Eltern, Brüder, der Christbaum, die Geschenke — überall Freude und Glück. Und heute? Einsam in dieser furchtbaren, trostlosen Gegend. Niemand bei sich zur Ansprache — doch! Seine Soldaten! Heute durfte er mal den Offizier ausziehen und Mensch sein mit den Menschen, mit den armen Jungen, die noch mehr entbehrten als er.

Er ruft durch das Telephon: „Unteroffizier Toman soll heraufkommen."

Nach zwei Minuten ist der Unteroffizier im Zimmer seines Vorgesetzten. Mit hellen,



Hermann v. Budde, preuß. Minister der öffentl. Arbeiten
† am 28. April (Seite 155)

treuherzigen Augen blickte er ihn an: „Zu Befehl, Herr Leutnant?“

„Rufen Sie mir erst mal den Machalek, meinen Burschen. Der Hallunke hat sich den ganzen Nachmittag nicht sehen lassen. Er soll noch etwas Feuer machen. 's ist hundekalt hier.“

„Melde gehorsamst, Herr Leutnant, daß der Machalek in der Mannschaftsstube den Christbaum zurecht gemacht hat.“ In der Stimme des Unteroffiziers klang es wie eine Bitte, den Burschen zu entschuldigen.

„Ah so“, meinte Reuß. „Dann kann der Kerl aber doch einen Ton sagen.“

Machalek kam, brachte Holz und machte in dem kleinen eisernen Ofen Feuer, nachdem er vor seinem Herrn stramm Front gemacht.“

„Nichts neues, Toman?“

„Nein, Herr Leutnant. Nur der Tschuhsch war wieder da.“ Unter Tschuhsch verstehen die in der Okkupationszone belegenen Truppen jeden Eingeborenen. Man ruft sie: „Tschujesch!“ an, d. h. „hör einmal.“ Allmählich hat sich dieses Wort zum Rufnamen mit verächtlicher Bedeutung für den Eingeborenen entwickelt und gilt bei diesem als eine schwere Beleidigung. Es ist den Leuten streng verboten, diesen Ausdruck den Eingeborenen gegenüber zu gebrauchen.

„Welcher Tschuhsch?“ fragte der junge Offizier.

„Ach, der kommt seit mehreren Wochen alle Tage. Er hat einen Sohn im Feldzuge verloren. Dann ist der Alte verrückt geworden. Und da kommt er immer betteln, man möchte ihn einlassen; er wollte einmal nachschauen, ob sein Sohn nicht von uns gefangen gehalten würde. Und ganz besonders auf den Machalek hat er's scharf; den hält er für den größten Feind.“

„Wieso?“ meint Reuß und sah nach dem Burschen, der mit dem Gesicht beinahe gänzlich in das Ofenloch hineinkroch, da er sich schuldig fühlte. Deshalb fing er an, in das Feuer zu pusten.

Toman, der den Burschen wegen seines dummtreuherzigen Wesens, wie alle anderen auch, gern hatte, fuhr fort: „Ah, es war nicht so schlimm, Herr Leutnant! Auf einer Patrouille hat ihn der Alte angekriegt, da hatte er wohl mal seinen schlimmen Tag. Und da riß er den Machalek beim Aermel und schrie ihn an: „Du — Du hast meinen Jovo umgebracht.“ Da er nicht losließ, schlug ihn der Machalek mit dem Bajonett auf die Hand — und hat gesagt: „Scher Dich zum Teufel, dummer Tschuhsch!“

Machalek wäre am liebsten ganz in den Ofen gekrochen, als Reuß in strengem Crenscendo-Ton begann: „Warum ist mir das nicht gemeldet worden? Und Du, Du Schuft (dabei lachten aber heimlich die Augen des Offiziers) weißt Du nicht, daß Du nicht Tschuhsch zu sagen hast? Was? Antwort!“

Machalek rappelte sich in die Höhe, seine Lippen bewegten sich, doch kein Ton kam heraus; die Hände lagen krampfhaft an der Hosennaht, die Haltung war möglichst stramm.

„Na, Antwort will ich. Und gib den Bauch hinein, wenn Du mit mir redest.“

„Ich — ich — hab' ich ganz vergessen, Herr Leitmant, meld' ich gehorsamst“, stotterte der Bursche.

„Vergessen! Hat der Soldat etwas zu vergessen, was ihm eingeschärft wird? Hm? Und wie oft hab' ich Dir das eingetrichtert, Du Heuochse! Sei froh, daß heute heiliger Abend ist und ich Dich deshalb nicht einloche.“

Ein breites Grinsen und bebend freudiges „Hoho“-Lachen des Burschen, der seinen Herrn vergötterte, machte die Episode ungeschehen. Am liebsten hätte Machalek jetzt dem Leutnant die Hand geküßt. Doch das schickte sich nicht.

„Und der Kerl kommt so oft her?“ wandte sich Reuß an den Unteroffizier.

„Die letzte Zeit ja, Herr Leutnant. Doch soll er einmal da, einmal dort auftauchen. Er soll nirgends wohnen und nicht mehr wissen, wo er zu Haus ist.“

„Na, wenn er wiederkommt, geben Sie ihm etwas zu essen oder Zigarren — ein paar —“

Mit strahlendem, breitem Gesicht und in Positur mischte sich Machalek ins Gespräch: „Hob ich ihm gegeben, panje Leitmant, biss'l Schnaps, aber hat e nicht wullen“, verkündete treuherzig der Böhme. Zu seinem Entsetzen stemmte der Leutnant die Arme in die Hüften und ging langsam auf ihn los.

„Was? Schnaps? Du bist doch wirklich zu dumm, Kerl. Weißt Du denn nicht, daß die Türken keinen Schnaps oder Wein trinken dürfen? Da hast Du ihn ja zum zweiten Mal beleidigt.“

„Aber hob ich nicht gehobt Onderes“, beichtete Machalek, dem die Tränen in den Augen standen.

„Na is gut“, bruhigte der Leutnant. „Du bist ein guter Kerl, und für Deine Dummheit kannst Du nichts. Aber nimm Dich jetzt in acht vor ihm! Paß auf! Du kennst die Leute hier nicht.“

„Oh — wird er mir nichts nije tun“, versicherte wieder freudestrahlend der Bursche, das Bett aufdeckend.

„Hören Sie mal, Toman, ich komme dann etwas zu den Leuten herunter. Ungezwungen natürlich. Lassen Sie etwas Punsch machen, und wenn der Baum angesteckt ist, lassen Sie mich holen.“

„Sehr wohl, Herr Leutnant! Ich danke auch gehorsamst“, sagte Toman, die Stiefel zusammenklappend.

Reuß gab ihm die Hand und entließ ihn in seiner freundlichen Art, die niemals den Offiziersrang vergaß und doch den Leuten wohltat. Machalek betrachtete seinen Herrn in einer Art stummer Verzückung. So einen Leutnant gibts ja gar nicht mehr, dachte er sich selig.

In langen Schritten, die Hände in den Taschen der Hose vergraben, schritt sein Leutnant durch das kleine Zimmer. Der Leutnant sprach nichts; so durfte der Bursche auch nicht reden.

„Machalek!“

„Zu Befehl, panje Leitmant“, parierte rasch Machalek, wartend, was der Leutnant sagen würde. Der Sturm hieb auf die mannesstarken Mauern der Zitadelle und hörte sich an wie tausend Stimmen losgelassener Furien. Noch immer schwieg Reuß, auf- und abgehend.

„Schlechtes Wetter heute, Machalek!“

„Jawoll, is es heute eine ganz hundsordinärliche Wetter, panje Leitmant“, antwortete Machalek vor Seligkeit strahlend, da ihn sein Leutnant eines außerdienstlichen Wortes würdigte.

Pause. — Machalek blieb in Positur; Reuß ging immer hin und her, ernst, die Blicke zu Boden gesenkt.

„Ist doch schöner bei uns zu Haus, Machalek. Was?“

„O ja, is e schöner, panje Leitmant.“ In des Burschen Stimme klangen Tränen des Heimwehs.

„Ach ja. Hols der Teufel!“ Reuß blieb am Fenster stehen und starrte in den dunklen Hof.

„Freust Dich schon wieder nach Haus? Was? Christkind zu Haus ist schöner!“

„O ja, panje Leitmant. In nächste Jahr bin ich wieder zu Haus. Mutte is e schon alt und Vate is e — is e —“ Er fand das Wort nicht. „Kanne nicht mehr sich rühren —“

„Gelähmt“, verbesserte Reuß.

„Ja — ja — Gelehhmmt“, überstürzte sich Machalek, seinem Leutnant recht zu geben.

„Hat die Mutter etwas geschickt? Jetzt?“

Machaleks Gesicht war eitel Wonne und Rührung. „Jawoll, panje Leitmant. Zwei groooße Wurschte und eine klaaine Laibl Kas.“

„Und was hast Du ihr geschickt?“

Der treue Machalek rieb sich verlegen die Hosennaht; am liebsten hätte er geweint. „Gott, — hob ich nix —“ dann aber wieder mit einem Lächeln: „Hob ich ihr aber geschreibt —“

„Geschrieben sagt man“, korrigierte Reuß.

„Geschriebben“, beeilte sich Machalek herauszuquetschen mit einem Kopfruck, als hätte er einen zu großen Bissen heruntergeschluckt. Dann starrte er seinen Leutnant wieder dumm-treuherzig an.

Reuß zog seine Brieftasche hervor und gab ihm eine Banknote. „Da hast Du fünf Gulden. Schick sie Deiner alten Mutter, und — lasse sie schön grüßen.“

Die Frontstellung brechend stürzte er auf die Hand seines Leutnants und küßte sie, indes er Tränen würgte.

„Ist schon gut, mein Alter. Sei nur noch brav die paar Monate.“

Machalek wollte gehen. Als er an der Türe war, rief ihn Reuß streng an. „Halt mal, Machalek! Was hast Du heute gelernt? Was sollst Du nicht tun?“

Der Bursche sah ihn, in strammster Stellung stehend, angstvoll an; er hatte keine Ahnung.

„Na — mit dem Türken die Sache!“ rief Reuß etwas ungeduldig.

Jetzt fiel's ihm ein und jetzt ging die Litanei los: „Eine österreichische Soldat soll keinem Türken nich Tschuhsch sagen und soll ihm nicht geben Schnaps zu trinken.“

„Warum nicht?“

„Weil er's nicht vertragen tut.“

Reuß lächelte leise. „Na, das will ich gerade nicht sagen. Aber: weil es die Religion verbietet.“

„Weil es die Religion verbietet“, echote der Böhme.

Es klopfte. Auf des Offiziers „Herein“ trat Unteroffizier Toman in die Stube. „Na, was gibt's?“

„Herr Leutnant, ich melde gehorsamst, wir haben keinen Rum mehr für den Grogk.“

„Ah, Sakerment! — Was machen wir da?“ Reuß war ärgerlich.

„Werd' ich herunter gehen in die Stadt“, erbot sich Machalek diensteifrig.

Reuß blieb stehen. „Du bist verrückt. Drei Stunden Abstieg bei dem Nebel und Sturm, vier Stunden zurück. Da bist Du ja vor ein Uhr nachts nicht zurück. Nein, das geht nicht.“ Er dachte nach. Dann ging er ans Telephon: „Werk 7. — Hier Reuß. — Oberleutnant Tapek? — Grüß Dich Gott, Alter. — Du! Habt Ihr noch Rum? — Ja? Kannst Du mir drei Flaschen überlassen? — Ja? — Danke. — Ich schick den Machalek herüber. — Na, prost Fest! — Weiß auch was Schöneres als hier oben. — Dank schön! Gute Nacht. — Schluß!“

Und zu Machalek sich wendend, fuhr er fort: „Also — geh mal auf Werk 7 zum Oberleutnant Capek. Eine Stunde hin, eine Stunde zurück. Um neun Uhr kannst Du da sein. Soll ich Dir noch einen Mann mitgeben? Der Weg ist nicht schön.“

„O nein, panje Leitmant. Geh ich ganz allain.“ Er war so glücklich, etwas für seinen Leutnant tun zu können. Pfeilschnell war er bei der Tür hinaus. Bald darauf klirrte das Tor der Zitadelle hinter ihm zu.

Unten in der Mannschaftsstube strahlte der Christbaum. Die Leute singen heimatliche Weisen, das „Gde domu y moi“, böhmische Nationallieder. Der Leutnant kommt.

Alles springt auf. Er befiehlt „Ruht“, und es beginnt ein gemütliches Beisammensein. Neuß läßt Zigarren verteilen. Bald sieht man nichts mehr vor Zigarrenqualm. Toman läßt die Fenster öffnen; der Sturm ist vorüber.

Dann folgte die Bescherung. Jeder wird beim Namen aufgerufen und der Offizier verteilt die Päckchen, die man von daheim gesendet. Ueberall glückstrahlende Gesichter.

Das Lied „Gott erhalte —, Gott beschütze“ wird intoniert, und kräftig dringen die Männerstimmen hinaus durch die Schießscharten und Fenster in die Winternacht. Es ist neun Uhr.

Neuß gibt dem Kanonier einen Wink, und ein Kanonenschuß dröhnt durch die Nacht, die Nebel zerreißend, abprallend an dem öden, wüsten Gestein des riesigen Podvelez-Gebirges. Ein entfernter Schuß antwortet, — noch einer — noch einer. Die anderen Werke haben das Signal abgenommen. Dort gibt es keine Glocken; der Kanonendonner ersetzt sie.

Machalek ist noch nicht zurück. Da ertönt gellend die Torglocke der Festung.

„War es Machalek?“ fragte Neuß.

„Nein. Der verrückte alte Jovo. Betteln. Ich gab ihm ein paar Zigarren. Der Kerl hat ein Grinsen, daß man sich vor ihm fürchten könnte. Wie der Teufel. Pfui!“ Toman spuckt aus.

„Toman, telephonieren Sie mal nach Werk 7, wo Machalek bleibt.“

Der Leutnant unterhält sich mit jedem Einzelnen, läßt sich von ihnen erzählen aus der Heimat, von Vater und Mutter, von Hof und den Ställen. Man vergißt, wo man sich befindet.

Toman kehrt zurück mit der Meldung, Machalek sei noch nicht auf Werk 7 eingetroffen.

Neuß wird unruhig. „Nehmen Sie zwei Mann und gehen Sie hinüber, der arme Kerl ist vielleicht in ein Schneeloch gefallen. Wir hätten doch einen Kerl mitschicken sollen. — Na — los!“

Der Unteroffizier marschiert mit zwei Gefreiten ab. Die Nacht ist kalt, aber klar. Im Osten steht der Halbmond. Gespenstisch zeichnen sich die Zacken der Felsriesen vom lichten Himmel ab und werfen gigantische Schatten. Furchtbare Einöde in dem übermenschlich großen Raum toten Gesteins.

Da — liegt etwas! Toman leuchtet mit der Laterne: Machalek! — Tot. Zwei Schnitte von einem Handjarmesser; der eine am Hals, der andere in der Brust.

„Das war der Tschuhsch“, murmelte Toman, der die Tränen zurückdrängt. „Der Hund hat sich gerächt.“

Er beugte sich über den Toten.

Von der Zitadelle her dringen Weihnachtslieder in die stille Nacht.

Zu unsern Bildern.

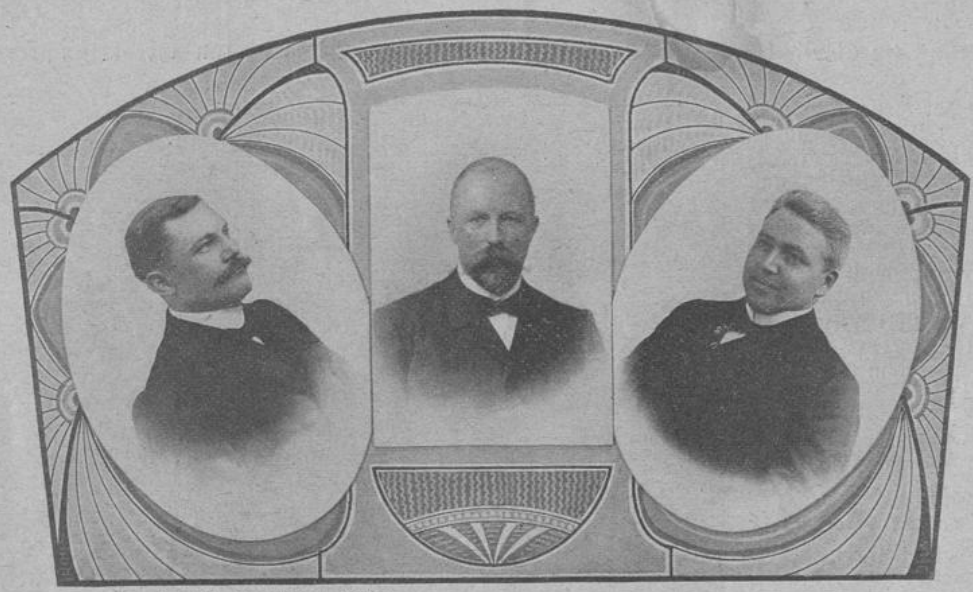
Zu Ehren des jüngst verstorbenen Ministers der öffentlichen Arbeiten, Exzellenz **v. Budde,** bringen wir auf der Titelseite das Porträt des verdienstvollen Mannes. Er mußte das tragische Los so mancher hervorragenden Persönlichkeit erleiden und starb zu früh für die Aufgaben, deren Lösung er sich vorgenommen hatte.

Die Dortmunder St. Reinoldi-Kirchengemeinde hat kürzlich drei neue Geistliche gewählt, und zwar ist Herr Kühn als fünfter Pfarrer an der alten Reinoldikirche gewählt, während die Herren Pfarrer César und Hartog an der der Fertigstellung entgegengehenden Lutherkirche im Höschgebiet amtieren werden.

Herr **Pfarrer August César** wurde am 21. Juli 1863 in Apolda geboren. Von 1875 bis 1883 besuchte er die Gymnasien zu Weimar und Eisenach, woselbst er das Abiturientenexamen bestand. Am 1. April 1883 trat er in Jena in das Heer ein, um seiner Dienstpflicht zu genügen. Als Student der Philologie und der Theologie war er in Jena und Berlin immatrikuliert. Im September 1888 bestand er die erste theologische Prüfung. Seit Mitte Oktober 1888 ist er in Wiesental, einem der ärmsten Dörfer der weimarischen Vorderrhön, zunächst als Pfarrvikar, seit 1890 nach bestandenem zweiten Examen als Pfarrer tätig.

Herr Johannes Gustav Wilhelm **Kühn** wurde geboren am 4. September 1875 zu Baerl bei Homberg a. Rh. als Sohn des Pfarrers E. Kühn. Höhere Schulbildung empfing er auf dem Realgymnasium zu Siegen in Westf., wohin der Vater 1886 versetzt wurde. Er bestand 1894 die Abiturientenprüfung der Realanstalt und ein Jahr später auch die Ergänzungsprüfung auf dem humanistischen Gymnasium zu Attendorn. Nach beendigtem Studium auf den Universitäten Greifswald und Bonn absolvierte er die theologischen Staatsprüfungen zu Münster i. W. in den Jahren 1899 und 1901. In der Zwischenzeit war er zunächst Hauslehrer in Bochum-Hamme und leistete sein Vikariatsjahr ab zu Linden i. W. Im Auftrage des damaligen Generalsuperintendenten der Provinz Westfalen, D. Nebe, übernahm er sodann die Erziehung der Prinzen zu Bentheim und Steinfurt und gleichzeitig die Pflichten eines ordinierten Hilfspredigers für Burgsteinfurt und Borghorst. Zu Ostern 1904, nach dreijähriger Wirksamkeit in Schloß und Stadt Burgsteinfurt, führte ihn endlich der Auftrag des Konsistoriums nach Dortmund-St. Reinoldi.

Herr Pfarrer **Fritz Hartog** stammt aus einer Jahrhunderte alten westfälischen Pastorenfamilie. Am 13. März 1876 ist er zu Bergkirchen (Lippe-Detmold) als Sohn des Pastor H., jetzigen Pfarrers in Höxter, geboren. Nach Ostern 1895 in Höxter bestandenem Abiturienten-Examen genoß er seine theologische Ausbildung an den Universitäten Erlangen, Greifswald, Berlin und Bonn. Ostern 1899 und Herbst 1901 machte er in Münster seine beiden theologischen Examina. Zwischen denselben genügte er in Berlin als Einjähriger usw. seinen militärischen Verpflichtungen und absolvierte beim Pfarrer Kühn in Siegen sein Vikariatsjahr. Sogleich nach dem letzten Examen wurde er als Hilfsprediger nach Dortmund gesandt und trat dort als solcher am 20. Dezember 1901 (Ordination 2. März 1902) bei der Reinoldigemeinde (Johanneskirche) ein. Seit jener Zeit verwaltete er bis jetzt den später zur Lutherkirche gehörigen Höschbezirk.



Hergestellt in der Klischee-Anstalt C. L. Krüger, G. m. b. H., Dortmund.

Die drei neuen Geistlichen der St. Reinoldigemeinde in Dortmund (Seite 155)
Pfarrer Hartog — Pfarrer César — Pfarrer Kühn.

In das bunte Treiben der modernen Großstadt führen uns die drei Illustrationen auf Seite 156. Das oberste stammt aus **Berlin.** Wer dort in den Ostertagen um die Mittagszeit „Unter den Linden“ entlang ging, konnte dicht vor dem Palais Kaiser Wilhelms I. ein seltenes Beispiel von Kunstenthusiasmus bemerken. Dort hielt, mitten im Straßengewühl Taxameter Nr. 8394; seine Insassin war eine ältere, kunstbeflissene Dame, die darin ihr Atelier aufgeschlagen hatte und unbekümmert um die Schar der Neugierigen, die sich stets um den Wagen erneuerte, das sich von hier aus bietende Panorama, mit der Statue des alten Fritz im Vordergrunde, malte. Ein in der Nähe postierter Schutzmann hatte vollauf zu tun, um ein Anwachsen der Zuschauermenge vor dem Wagen zu verhindern. Also Kunstausübung unter dem Schutz der Polizei. Man könnte daran allerlei pikante Betrachtungen knüpfen, — doch davon ein ander Mal! — Unser zweites Bildchen zeigt den in Bau befindlichen **Zentral-Bahnhof in Hamburg,** einen Riesenbau, dessen Bögen die bisher erreichte größte Spannweite haben. Die Kunst unserer Eisenkonstrukteure feiert in diesem und ähnlichen Gebäuden ihren Triumph. Das seitherige Bahnhofselend des „nordischen Venedig“ wird nach Fertigstellung des neuen Zentralbahnhofes denn wohl ein für allemal beseitigt sein. — Das letzte Bildchen endlich verdankt sein Entstehen einer Berliner Verkehrs-Erleichterung. Am dortigen Potsdamer Platz sind seit einiger Zeit **die neuen Briefmarken- und Postkarten-Automaten aufgestellt,** die selbsttätig Postwertzeichen verabfolgen und zum Schutz gegen Mißbrauch und Falsifikate so konstruiert sind, daß die zuletzt eingeworfenen fünf Geldstücke stets sichtbar bleiben. Jeder derartige Fortschritt wird vom Publikum freudig begrüßt. Vielleicht läßt sich die Kaiserliche Oberpostdirektion Dortmund die Schaffung ähnlicher Automaten angelegen sein; sie würde damit sehr vielen Briefschreibern einen wertvollen Dienst leisten.

Auf Zeche „Borussia“ gelang es vorige Woche, die letzten 25 Leichen der am 12. Juli 1905 verunglückten 39 Bergleute nach unsäglichen Mühen zu Tage zu bringen. Am Sonnabend, den 5. Mai, fand unter großer Teilnahme die feierliche Beerdigung der

unglücklichen Opfer ihres Berufs von der Zeche „Borussia“ aus statt. Unser erstes Bild zeigt die auf dem Zechenplatze zur Abfahrt bereit stehenden Leichenwagen mit einem Teile des Trauergefolges, das zweite gewährt einen Blick auf den Leichenzug



Die Kunst im Gewühl der Großstadt (Seite 155)

selbst, als dieser sich von der Zeche aus nach dem Oespeler Friedhofe in Bewegung setzte.

Den Schluß unserer diesmaligen Bilder-Serie bilden drei **Straßen-Ansichten aus San Francisco** (Seite 158 und 159) vor dem schrecklichen Schicksal, das diese machtvoll aufblühende Stadt erreicht hat. Wir beabsichtigen, sobald wir in Besitz der erforderlichen photographischen Aufnahmen gelangt sind, unseren verehrlichen Lesern ebenfalls einige Ansichten von der zerstörten Herrlichkeit zu unterbreiten.

Altmodische Blumen.

Von **M. Kossak.**

(Nachdruck verboten.)

Wo ist sie hin, der Großmutter und Urahne Liebling, die samtweiche Wachsblume, die mit ihrem süßen Duft die Zimmer erfüllte und mit ihren dunkelgrünen Blätterranken einen seltsam ernsten Rahmen um die Fenster schuf? Wo man auch in der ersten Hälfte des verflossenen Jahrhunderts ein silberumlocktes Frauenantlitz über Strickstrumpf oder Filetnetz gebeugt sah, wo die fleißige Hausfrau neben dem „Spion“ saß, einen Riesenkorb ausbesserungsbedürftigen Leinens zur Seite oder das Töchterlein bei unsäglich mühseliger Perlenstickerei rosenrote Zukunftsträume spann, da wuchs auch die Wachsblume an einem zierlichen Gitterwerk aus Holz- oder Drahtgeflecht empor. Asclepias hieß sie ehedem, heute nennt man sie Hoya, aber die Mehrzahl der Menschen kennt sie weder unter dem einen, noch dem anderen Namen, denn die eigenartige Pflanze ist aus unseren Häusern verschwunden, nur selten findet man sie noch bei jemand, dem sie durch Kindheitserinnerungen lieb geworden, oder der sie in einer Gärtnerei entdeckt hat und sie für etwas Neues, Kostbares hält. Neben mir liegt eine Gärtnerzeitschrift, in deren „Sprechsaal“ ein Herr sich nach einer Bezugsquelle für Wachsblumen erkundigt; er bezieht sich auf einen Artikel, der unlängst in dem nämlichen Blatte über die Anzucht von Asclepias erschienen war, und aus der Fassung der Frage geht hervor, daß er bisher noch nie ein Gewächs dieser Art gesehen hat. Die Redaktion gibt zur Antwort, daß in einer namentlich erwähnten großen Gärtnerei und Samenhandlung in Erfurt bewurzelte Absenker von Asclepias zu haben sind, und fügt hinzu, daß eine sehr hübsche Abart der Hoya carnosa die Hoya bella ist. Hoya bella — die schöne Hoya! Alle Wachsblumen sind schön und apart mit ihren unglaublich dicken, wie aus Seidenplüsch geschnittenen, mattweißen, ganz leicht ins gelblich- oder rötlichgraue fallenden Blütensternen, aus deren Mitte ein rot-schwarzes Auge hervorblickt, trotz ihrer Schönheit aber hat man sie mit — wie man behauptet — ganz zielbewußter Absicht abgeschafft. Warum? Weil sie zu stark duftet. Tatsächlich ist ihr Geruch so betäubend, daß man im geschlossenen Zimmer Kopfschmerzen davon bekommt und daß nervöse Menschen ihn überhaupt nicht ertragen können. Der Umstand, daß früher jede Frau eine Asclepias an ihrem Fensterplatz stehen hatte, spricht daher für die stählernen Nerven unserer Groß- und Urgroßmütter. Immerhin existieren Unmassen heiterer und trauriger Anekdoten bezüglich der gefährlichen Wirkungen der Asclepias-Düfte. Die schöne Parabère, die letzte einflußreiche Geliebte des Regenten von Frankreich, soll sich ihrer sogar bedient haben, um sich ihrer Nebenbuhlerinnen zu entledigen. Sie war eine sanfte und etwas phlegmatische, aber gutherzige Frau, die auch in den bedenklichsten Situationen nicht, gleich manchen ihresgleichen, zum Giftbecher griff, sondern den Damen, die ihre Eifersucht erregten, eine köstliche Kleidergarnitur aus lebenden Hoyas schenkte. Wenn sie dann dem Regenten vorgestellt wurden, so befanden sie sich infolge dieses Schmuckes bereits in einem derartig aus Benommenheit und Uebelkeit gemischten Zustande, daß sie alle Künste der Koketterie vergaßen und eiligst das Feld räumten. Als die Marquise de Parabère dann aber noch in vollster Jugendschöne zum tiefen Schmerz ihres hohen Freundes den Schleier nahm, weil einer ihrer Diener gerade in dem Augenblick, als er ihr die Schokolade



Der seiner Vollendung entgegengehende Zentralbahnhof in Hamburg (Seite 155)



Die neuen Briefmarken- und Postkarten-Automaten in Berlin (Seite 155)





Hergestellt in der Klischee-Anstalt C. L. Krüger, G. m. b. H., Dortmund.

Die Beerdigung der verunglückten Bergleute auf Zeche „Borussia“ (Seite 155)

präsentierte, tot zu ihren Füßen niedersinkte — ein Ereignis, das sie in überwältigender Weise an die Vergänglichkeit alles Irdischen erinnerte — nahm sie ihre prächtigen Asclepias-Gitter mit ins Kloster.

Im übrigen aber vermute ich, daß die Hoya, auch wenn sie weniger stark duften möchte, zu den altmodischen Blumen geworfen sein würde. Sie war charakteristisch für den Stil ihrer Zeit, die Hausfrauen, die beständig Staub wischten und am Wäscheschrank standen, mußten sie lieben, weil sie das Sinnbild der Sauberkeit und Akkuratesse zu sein schien. Die Blüten welkten nicht so rasch, wie andere, sie standen steif, wie aus Porzellan gegossen, in Reih' und Glied, selbst der Wind vermochte weder sie, noch das dicke, harte Blattlaub zu bewegen — kurz, das Asclepiengitter sah immer hübsch und ordentlich aus. In dem einst vielgelesenen Marlittschen Roman „Das Geheimnis der alten Mamsell" spielt eine Asclepias eine große Rolle, auch der Heldin der Geschichte, Felicitas, erscheint die Pflanze wie ein Symbol jener engherzigen, beschränkten, ewig mit dem Staubbesen hantierenden Hausfrauen, die stetig seltener werden. Es sollte mich indessen nicht in Verwunderung setzen, wenn ein modifizierter Biedermeierstil uns auch die Asclepias in Kürze wiederbringen möchte, nur dürfte sie wohl in wesentlich veränderter Gestalt ihre Auferstehung feiern.

So ist es ja mit unendlich vielen Blumen geschehen. Wenn von altmodischen Blumen gesprochen wird, so bezieht sich das fast immer nur auf die Varietäten, fast nie auf die Spezies. Als Ausnahmen wären vielleicht Aurikeln, die tulpenartigen gelben Jalappen, Aquilejen, wie weiter noch Verbenen und Heliothrop zu nennen, aber da dieselben eigentlich nie Modeblumen gewesen sind, so gehören sie auch nicht in die Rubrik von Pflanzen, von denen hier die Rede ist. Da sie wenig Mühe und Geld kosteten, so füllte man die Beete bescheidener Hausgärten mit ihnen und wahrscheinlich würde das auch heute noch geschehen, sofern man noch eben so viel Blumenbeete hätte, wie früher. Das wachsende Verständnis für künstlerische Gartenanlagen hat es mit sich gebracht, daß wir die geradlinigen, die Wege begrenzenden Rabatten und die Cabarets imitierenden „Blumenstücke", bei denen die Beete nur durch schmale Stege getrennt waren, aus unseren Gärten verbannt haben; unser endlich erwachtes dekoratives Empfinden hat uns erkennen gelehrt, welch' unendlich viel schönere Wirkungen man mit vereinzelten einfarbigen Beeten erzielt, die nur hie und da in große Rasenflächen eingebettet sind und lediglich wer nicht die nötigen Mittel für solche modernen Anlagen besitzt — denn sie sind fürchterlich kostspielig — bleibt dem Geschmack seiner Vorfahren treu. Er kauft sich, wie diese es taten, Samen und Pflänzchen verschiedenster Art und verwandelt seine Rabatten und Cabarets in bunte Blumenfelder, welche massenhaftes Material für Bindereien liefern, aber niemals effekt- und ausdrucksvolle Landschaftsbilder im Kleinen zeitigen können. Wer sich dagegen Teppichrasen und alles Dazugehörige leisten kann, der läßt aus ersterem Teppichbeete, für die bekanntlich keine Blüten — sondern bunte Blattpflanzen gebraucht werden, wie ferner Rondells, Sterne usw. mit Blumen einer einzigen Sorte bepflanzt — meist auch nur in einer Nuance — hervorleuchten. Die Aufgabe des Gärtners ist es demnach, für Blumenpflanzen zu sorgen, die so reich blühen, daß kaum ein grünes Blättchen zu erblicken ist, denn das Beet im Rasen soll wie ein einziger roter, weißer, gelber, lila oder blauer Farbenfleck erscheinen. Am besten erfüllen die Pelargonien diese Forderung, wodurch sich denn auch ihre große Beliebtheit erklärt. Sie sind gegenwärtig die Modeblumen par excellence für Rasenbeete. Bei ihnen bewahrheitet sich so recht meine vorherige Behauptung, daß im allgemeinen nur Blumen-Varietäten modern und unmodern würden, fast nie aber Spezies, geschweige denn Familien. Denn eine altmodischere Pflanze, als das wohlriechende Geranium mit seinen winzigen rosa und weißen Blütchen, welches vor vier bis fünf Dezennien in keinem Hause fehlen durfte, kann es wohl kaum geben. Und doch ist es mit den stolzen, rosenrot, weiß und schwarz abschattierten englischen Pelargonien, die in Form und Zeichnung einem Riesenstiefmütterchen ähneln, eng verwandt, ja, wenn man genau zusieht, so wird man er-



Die Market Street in San Francisco (Seite 156)



Das eingestürzte Stadthaus in San Francisco (Seite 156)

kennen, daß das bescheidene Geranium genau die gleiche Blüte besitzt, nur in fünfzigfacher Verkleinerung.

In unsern modernen Gärten haben wir aber nicht nur leuchtende, wie in smaragdgrünem Samt versenkte Rondells und Sterne, sondern auch hochtragende Beete und Gruppen, bei denen die Blüten auf Sträuchern oder Büschen wachsen. Auch hier sind die vornehmsten Neuheiten Abarten jener uraltmodischen Blumen, über die man heute zu lächeln pflegt. Während unsere jetzigen sich durch ihre reinen und einfachen, dem Stil unseres Kunstgewerbes entsprechenden Formen auszeichnen, glichen die altmodischen in der Regel unförmlichen Kugeln. Man denke nur an die Dahlien und Astern von ehedem! Wenn eine Blume salonfähig sein sollte, so mußte sie eben „gefüllt" sein, je „gefüllter", desto besser — „einfache" Blumen waren nach Meinung der Menschen Bauernblumen und die Kunst des Gärtners kannte kein höheres Ziel, als aus flachen Sternen mit charakteristischen Staubfäden glatte Bälle zu machen. Weil das bei den Lilien nicht gelang, waren sie jahrelang aus der Gunst des Publikums verdrängt. Gegenwärtig dürften sie wohl wieder die modernsten unter Floras Kindern sein.

Unter den Zimmerblumen gehören die Hortensien — wie man oft versichern hört — zu den altmodischsten, aber so recht trifft die Sache doch nicht zu, denn altmodisch ist die Hortensie in der ihr von der Natur bestimmten hellrosa Nuance, nicht in der blauen und scharlachroten und grasgrünen, welche der Mensch ihr durch Beimischung von Eisenfeilspänen und Chemikalien unter der Erde verliehen hat. Aehnlich verhält es sich mit dem Goldlack, der nur in seiner ehemaligen, wirklich wenig reizvollen Gestalt unmodern ist. Mit den Gelbveigelein, welche die Dichter besangen — dieser struppig gewachsenen, rasch verblühenden und unansehnlichen Pflanze mit ihrem unschönen Laub — haben die heutigen wunderbar schillernden Lacksorten, bei denen der Stock fast nur aus herrlich duftenden Blüten besteht, allerdings keine Aehnlichkeit.

Ja, gestehen wir es uns nur zu, daß unsere modernen Blumen schöner sind als die altmodischen. Die letzteren haben Stimmung und Stil wie alles, was uns getreu den Geist einer bestimmten Zeitepoche wiederspiegelt, aber sie sind erstens nicht so dekorativ, wie die unsern und zweitens in der Mehrzahl unserm Geschmack nach zu verkünstelt.



Das niedergebrannte Palace-Hotel in San Francisco (Seite 156)

Westfölische Volkswiesheit.

Wat tom Esel geboren eß, werd sien Lewsdage kein Perd.

*

An liägen Kribben schlot sick de Perde.

*

„Et maut alles in siene Grenzen bliewen", sagg Schulte-Kiek öwern Tuhn, — do hadde he de Grenzsteene versatt.

*

Et eß men en Oewergang, sagg de Voß — do trocken se ehm dat Fell öwer de Ohren.

Westfölische Art.

In Posemuckel hadden se irgendwo Rieksdagswahl. Drei Kandidaten wassen oppgestellt: eenen van den Konservativen, eenen van de Eugen Richter-Partei un eenen van de notleidenden Agrariers. Se hadden all en ganzen Hümpel van Wahlversammlungen gehatt. De Konservativen loweten ehren Mann öwer de Noten un leiten an den annern beiden kein godd Hoor; de Freisinnigen schannten op de Konservativen un op de Notleidenden un de Notleidenden jammerten dat Bloe vam Hewen runner öwer de Schlechtigkeit un Niedertracht der Konservativen.

Schulte-Brimöppel ut Köppen-Castrop waß taufällig bi sienem Schwoger Kiekuth-Darkehmen op Besäuk un as ollen Parteimann kann he et natürlich nich unnerloten, met in de Wahlversammlung te gohn un sienen westfölischen Mostert dobi te dauhn. Un wann de annern „forteh" schannten, dann verstonn et sick van sewwers, dat Schulte-Briemöppel et „fortissimo" mok, denn Schulte-Briemöppel het in de Groffheit alltiet sienen Mester gesocht.

Düetmol hadden de notleidenden Agrarier wier ne Versammlung. De Posemuckler Grootburen kürten met kräftigen Lungentönen un tuselten den Freisinnigen un den Konservativen so unmiesel düreen, dat kein Nür en Stück dröige Brot me van ehm hädde hewwen wellen. Briemöppel klatschte met ne wohre Wonne in siene dicken Poten, wenn so ne rechte Groffheit vam Stapel geloten wordc, un as de Posemuckelschen noh siene Meinung in düese Hinsicht ehre Schülligkeit gedohn hadden, meldete he sick ok tom Wort:

„Meine Hären!— fong he an — „Parteifrünne un Standesgenossen! Der Deuwel soll drin schlagen, wenn diese dämligen Kreaturen im Reichstage einziehen sollten. Ich for meinem Teil bin tworens in diese Gegend nich gebörtig. Meine Wiege hat anderswo gestanden. Wo se gestanden hat, tut nix zur Sache. Aber ich bün en Landwirt von besten Fassong. Un dodrum meine ich: wir müssen der Landwirtschaft hochheben un die annern beiden Schubiaks in Grund un Boden wählen. Denn worum: Sie daugen in die Wurzel nix un sin Schweinehunde angroh. Dadrum nieder mit sie un unser Kannedat lebe hoch!"

Schulte-Briemöppel mok met düese Ansproke en godden Indruck. De Posemuckelschen reipen Bravo! Bravo! un leiten den Schulte hochleben. As sick de Buhei en biettken gelaggt hadde, kom einen van de Tauhörers, de am deftigsten geklattscht hadde, op Briemöppel tau un schüddelte ehm de Hand.

„Sie sind gewiß ein Westfale?" freig he.

„Dat stemmt", sagg de Schulte, „aber sagen Sie mal, wodran erkennen Se das denn eigentlich, wenn ich mir die Exküse erlauben darf?"

„O", meinte de Posemuckelsche, „wissen Se, ich war früher einmal in Westfalen und da hab ich an Ihrem — Schweinehund gleich den Westfalen erkannt."

Logogriph.

Die Mutter sprach: „Die Braut, die du erkoren,
Mein Sohn, an der ist Zärtlichkeit verloren.
Wie du's verdienst, wird sie dich niemals lieben.
Du brauchst vor ihren Namen nur zu schieben
Ein Zeichen, daß sogleich das Wort dir sage,
Wie sie mir scheint, warum ich dich beklage."
Was half ihr das? Er hat sie doch genommen.
Wie hieß die Gattin nun, die er bekommen?

*

(Die Auflösung folgt in nächster Nummer.)

*

Auflösungen von Nr. 19:

des Silbenrätsels: Pomeranzen. — Ranzen, Meran, Po.

des Homonyms: Band.

Angenehme Erinnerung.

Sie (im Garten): „Weißt Du noch, Arthur, an dieser Stelle überraschte uns Papa, wie Du mir den ersten Kuß gabst?!“

Er: „Ach ja . . . hat er noch den Spazierstock mit dem silbernen Knopf?“

O weh!

„Roderich, wo hast Du Deine Uhr?“
„Die ist beim Uhrmacher, Vater!“
„Und Deine Bücher alle?“
„Die hab' ich auch gleich mitgegeben!“

Verschnappt.



A.: „Da hast Du Dir aber einen sehr schlecht sitzenden Ueberzieher angeschafft.“

B.: „Ja, glaubst Du denn, daß man sie im Restaurant angemessen bekommt?“

Ein Schwerenöter.

„Wie gefällt Ihnen unsere Stadt, Herr Leutnant?“

„Mir jefällt jar nischt — ich jefalle!“

Verrannt.

Bei der Statutenberatung einer Privatgesellschaft stellt ein Ausschußmitglied den Antrag, den § 7 wie folgt zu fassen: Die Generalversammlung ist beschlußfähig, wenn die Hälfte der Anwesenden zugegen ist.

Der kleine Schlaukopf.

Der kleine Kuno geht mit seinem Papa in den Anlagen nächst der Lokalbahnlinie spazieren. Eben fährt ein Zug vorüber, bestehend aus der kleinen, laut und anhaltend pfeifenden Lokomotive und einem Personenwagen. „Du Papa,“ sagt der Kleine, „das ist aber merkwürdig! Da ist der Pfiff länger wie der Zug!“

Aus dem Aufsatzheft des kleinen Max.

. . . Es gibt auch Hunde, die im Meere leben. Solche sind der Seehund und der Rollmops!

Ein gewecktes Jüngelchen.



Mama: „Hier hast Du einen Apfel, Fritz, teile ihn mit Karl! Karl erhält aber den Löwenanteil, hörst Du, weil er artiger ist als Du!“

(Eine Viertelstunde später.)

Karl (weinend): „Mama, Fritz hat den Apfel allein gegessen!“

Mama: „Fritz, warum hast Du Deinem Bruder nichts von dem Apfel gegeben?“

Fritz: „Du hast doch selbst gesagt, Karl soll den Löwenanteil bekommen — die Löwen essen aber doch keine Aepfel.“

Druckfehler.

. . . Ein hochgewachsener junger Mann — jeder Zoll ein Elefant — betrat den Salon.

Geschützt.



Fremder (der in einem Alpendorfe zufällig Zeuge einer Rauferei wird, zum Wirt): „Warum greift denn den jungen Burschen dort, der doch der Hauptkrakehler war, keiner an?“

Wirt: „Ja, wissen S', den brauchen wir zu notwendig — der ist nämlich der erste Liebhaber vom Bauerntheater.“